

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 55.

Posen, den 28. August 1927.

Nr. 55.

Copyright by Atlantic Verlag, Leipzig.

## Krasputin der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

31. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Da riß Krasputin voll Entsetzen die Tür auf und jagte gehezt auf die Straße hinunter . . ., die Augen des Toten noch in seinem Nacken . . .

„Über dem plötzlichen Tode des Marquis Contiflor liegt noch tiefes Geheimnis. Die junge, bedauernswerte Marquise, die selbst nebenan war, als drüben der Schuß fiel, ist krank und durch Aufregung seelisch gebrochen. Auch aus einer zweiten Vernehmung der Jose erfuhr man nichts Neues. Die Sektion der Leiche ergab alle Anzeichen für einen Selbstmord . . .“

Krasputin legte die Zeitung zusammen und sah starr ins Leere.

„Sie wissen noch nichts! —“ brausten seine Gedanken. — „Sie haben nichts von mir verraten, die beiden. Die Sektion der Leiche ergab einen Selbstmord. — Was ängstigt dich also?“

Er preßte die Hände fest gegen die Schläfe. Ein quälendes Ziehen war in seinem Hirn, als läge ein eisernes Band um den Schädel. Er glaubte die Stille des Zimmers zu hören, die weh um ihn aufklang mit Tausenden Stimmen.

Ob keiner was ahnte? Warum hatte Ahrenberg ihn angestarrt mit solch lauernenden Augen, als er abends heimkam? Verriet er sich selbst? — Er sah in den Spiegel. Ein bleiches Gesicht schaute ihn aus dem Glas an. Mit krankhaften Schatten und schlaflosen Augen. So steht du aus, Krasputin! höhnte sein Hirn ihn. So steht du aus, mächtiger Herrscher der Menschen! Los! Streich dir doch deine Gedanken fort! Jag sie zum Teufel! Das ist doch kein Kunststück für dich, den — Propheten, den Wundermann. Los doch! Sag: ich — bin kein Mörder!“

„Ha! — Wer?!“ — fuhr er auf, nach der Eingangstür starrend. „Wer rief mich da? — Ach so!“ hauchte er, wieder ruhiger werdend, als niemand hereinkam. Sie wissen ja gar nichts. Nur du allein weißt es. „Was weiß ich? Nichts weiß ich!“ Mit wütenden Blicken stieß er nach den Stimmen, die rings um ihn schrien. „Fort! — Laßt mich! Ich wollte den Tod nicht! Er — tat es!“

„Die Kugel ist — schwarz!“ grinste ihn drüben plötzlich ein bleiches Gesicht an, vor dem er zurückfuhr. „Es ist nur der Spiegel!“ erkannte er zitternd. — Er hätte im Zimmer umherrennen mögen, und hatte doch Angst, seinen Stuhl zu verlassen, als sei er das Einzige, was ihm noch Halt gab.

Fröhliches Lachen scholl aus seinem Garten durchs offene Fenster. „Sie können noch lachen!“ bedachte er bitter. — „Du bist ja ihr Abgott!“ dachte er weh und höhrend. „Du bist doch ihr Vorbild. Geh', zeig' dich

den Leuten! Sag' ihnen ihr Schicksal, heil' ihre Gebrechen, zeig ihnen die Zukunft, Prophet, du —! Messias!“

Ein Ekelgefühl ebte nach seinem Herzen und bog seinen Körper. Er sah sich auf einmal noch so, wie er einst war. In armen Gewändern, doch mit reinem Herzen. Bereit, sich zu opfern für die Ideale, wie er sie erkannte. Ein zweiter Messias. — Und neben ihm stand jener andere Russe, — er selbst, wie er jetzt war, der Meister der Tausende, die an ihn glaubten. War das die Vollendung? „Für wen leide ich?!“ schrie es in seiner Seele. „Ist das da die Menschheit? Ein Heer blöder Narren und alternder Gänse? Ist das deine Aufgabe, Geld zu verdienen? Den Leuten den Tip für die Börse zu geben? Von wertlosen Schicksalen Schleier zu ziehen? War das deine Absicht?!“

Er sprang von dem Stuhl auf mit wütenden Blicken, die Fäuste geballt.

„Nein! — Ahrenberg war es, der das aus mir machte! Er stieß mich hinein in den Sumpf, der mich auffriszt! Er ist mein Verhängnis. Oh, wie ich ihn hasse! — Ich muß von ihm fort! Muß hinaus aus dem Leben, das ich jetzt hier führe. Ich muß wieder rein werden!“

Tausend Gedanken umwirbelten ihn, tausend törichte Pläne, die lautlos zerplakten wie schillernde Blasen. „Du kannst nicht zurück! Neue Armut erdrückt dich. Du willst nicht mehr arm sein. Und wo willst du hin? Wer soll dir dabei helfen, ganz neu aufzubauen? Für wen willst du leben?“

Ein helles Gesicht mit verwunderten Augen sah auf ihn hernieder. Er schreckte zusammen. —

„Ah — Ines — Verzeihung, Sie, gnädiges Fräulein? — Ich hörte Sie gar nicht.“

Er riß sich zusammen und suchte zu lächeln. „Was ist Ihnen, Meister?“ frug Ines geängstigt. „Sie sehen so blaß aus.“

„Nichts!“ wehrte er hastig. „Es ist nur — ein, gar nichts. Es ist nur mein Zustand, den ich manchmal habe. Ich hatte Visionen!“ —

„Sie! Sie!“ peitschte es wie ein Wirbelwind in ihm. „Sie könnten dich retten! Wenn sie mit dir ginge. Dann würdest du reich sein. Du könntest dein Leben von vorne beginnen. In anderen Ländern, wo du nicht bekannt bist.“ —

„Soll ich etwas holen? — Vielleicht einen Kognak?“ frug Ines voll Sorge.

Er nahm ihre Hände und wies auf den Sessel. „Nein, — danke. Ich brauch' nichts. Ist gut, daß Sie kamen. — Ich mußte Sie sprechen . . . Es ist ja so schrecklich!“

Sie sah überrascht und beunruhigt um sich und in seine Augen, die unheimlich glänzten.

„Ich sah etwas Furchtbares! —“ hauchte er tonlos. — „Der ganzen Stadt droht eine Erdkatastrophe! Ich sah Häuser stürzen, — die Stadt überflutet, — Millionen von Leichen in tosenden Fluten. — Den Himmel zerrissen von feurigen Blitzen . . . Ihr eigenes Haus, — Ihre herrliche Villa — brach krachend zusammen . . . begrub alles unter sich, was noch darin war.“

Entsetzt faßte Ines die Lehne des Sessels. — Die Worte des Russen, sein eigener Anblick trieb ihr kaltes Grauen in zitternde Glieder.

„Das — ist — doch — nicht möglich!“ rief sie in Verzweiflung, und fühlte doch, wie ihre Zweifel erstarrten. Die grelle Vision, die der Russe verkündet, erschlug alles Denken mit flammenden Keulen.

„Fort! — Wir müssen fliehen!“ kam es hohl und düster von Krasputins Lippen. „Wir müssen Sie retten! Sie dürfen nicht bleiben, bis das Unglück losbricht! Sie müssen hierherkommen . . . gleich! — in das Gralshaus. Das Gralshaus allein bleibt bewahrt von dem Unheil. Bis dicht an den Park flutet die Ueberschwemmung, dort kommt sie zum Stillstand . . . Ich sah es genau, wo die Wasser sich stauten. — Wir müssen Baracken für Flüchtlinge bauen . . . und Sie müssen helfen.“

„Ja, um Gotteswillen! — Was soll denn nur werden?! — Wenn das alles eintritt! . . . ! Die Tausende Menschen . . . ihr ganzes Vermögen! Es ist ja nicht denkbar!“

„Nicht denkbar?!“ fragte er. „Hatten wir in Tokio nicht schon solch ein Unglück? Ist nicht in Pompeji und auch in Messina das gleiche geschehen?“

„Gott! Gott!“ klagte sie, immer mutloser werdend. Er sprach ja die Wahrheit. Es war ja nichts Neues. Warum sollte dieser Stadt kein Unheil drohen, wenn andere Städte zerstört worden waren und Krasputins Geist alles deutlich voraussah?!

Er nahm ihre Hände und strich ihr die Arme, wie um sie zu trösten.

„Es hilft uns kein Klagen. Wir müssen gehorchen. Wir beide und einige, die auserwählt sind vom Geiste, — wir sollen bewahrt bleiben, sollen noch leben. Wir werden geleitet, um weiter zu wirken im Dienste des Ordens. Auch Sie, liebe Freundin.“

„Was — was soll ich tun?“ fragte sie ganz verzweifelt.

Sie konnte nicht denken vor Grauen und Sorgen.

„Sofort auf die Bank!“ sagte Krasputin drängend — „Ihr ganzes Depot aus dem Safe herausnehmen — Schmuck, Wertsachen, alles . . . Das Nötigste packen, — in sichere Koffer. Und herbringen! Ich werde alles besorgen. Sie unterzubringen.“

„Ja — und meine Villa?“

„Das Haus ist verloren.“

„Und meine Bedienten?“

Er zögerte etwas.

„Die schicken Sie fort, aus der Stadt. Fort auf Urlaub. Doch dürfen Sie nichts von dem Erdbeben sagen. Zu niemand! Es gäbe sonst in unserer Stadt eine Panik.“

„O Gott, all die tausend verlorenen Menschen!“

„Es ist ja ihr Schicksal. Man kann sie nicht retten. Nein, — eilen Sie, Ines! Schnell! Es ist zu spät ist. Das Unheil kann jederzeit losbrechen. Morgen . . . ! Noch in dieser Stunde!“

Sie eilte besinnungslos über die Schwelle und warf sich ins Auto. Allmählich beruhigten sich ihre Nerven. Sie kämpfte um Sammlung. Was mußte sie machen? Zur Bank — dann zur Villa, — dort packen — Bediente entlassen, — dann wieder zum Gralshaus . . . Dort war sie gerettet! . . .

Gerettet! Nur sie! — Wie ein Schlag ging es durch sie. Sie hielt sich am Leder, um nicht umzusinken. So stark war der Ansturm der letzten Gedanken. — Wenn andere starben, — nur sie überlebte, — dann starb ja auch Matterton, — mußte Kolf sterben!

„Nein Nein!“ schrie sie stöhnend ins Hupen des Autos. „Nur das nicht! Dann lieber auch tot sein! — Sie mußte ihn warnen. Nur ihn, den Geliebten! Wenn er sie auch fortwarf — sie liebte ihn doch noch. Wie am ersten Tage . . . !“

Der Wagen hielt mit leisem Ruck vor dem Bankhaus. Sie eilte zum Schalter und griff nach der Feder.

In hastenden Zügen warf sie ihre Zeilen, so wie es die Angst ihres Herzens ihr eingab. — Es schien ihr, als fühle sie schon leises Beben dicht unter den Füßen. Es war ihr kaum möglich, noch lesbar zu schreiben . . .

Sie faltete zitternd den Bogen zusammen und gab die Adresse. Dann warf sie den Brief wie gehezt in den Kasten . . .

„Himmelskreuzdonner!“ schalt Ahrenberg wütend und warf seinen Stuhl um. „Das ist ein Theater! Da kauf' ich mir doch lieber wirklich Gelähmte, als so blöde Kerle! Die heißt man ja schneller, als ihr euer Stück lernt!“

Er warf böse Blicke nach den jungen Burschen, die vor ihm herumstanden und heimlich grinsten.

Er ging an die Tür und horchte nach draußen. Dann schloß er sie wieder und kam in das Zimmer.

„Wie stellt ihr euch eigentlich so was vor, Leute?! Ihr werdet doch angestaunt von zwanzig Menschen bei so einer Sitzung! Ihr seid doch ein Wunder! Und ihr spielt Theater, daß jeder gleich sieht, — nee, der kommt von 'ner Schmiere! Der ist ganz gesund. Höchstens rappelt's im Schädel. — Kerl, grin' nicht! Für solch 'ne Komödie zahl ich mein Geld nicht. Nicht mal einen Dollar!“

Ein junger Mensch packte erneut seine Krücken und ruckte durchs Zimmer.

„Na, ja,“ machte Ahrenberg — „so wird's schon besser. — Nein, du da!“ fuhr er wieder auf einen zweiten — „Du bist doch gelähmt! Weißt du nicht, was gelähmt ist?! Dann zuckt man doch nicht so mit allen vier Flossen! Die sind unbeweglich! Du kannst sie nicht rühren! Aha! Also endlich! Ja, schneid' nur Gesicht! Macht nichts, wenn es weh tut. Dann wirkt es nur echter.“

Der erste fiel atemlos auf einen Sessel.

„Da — seht Ihr, — der kann es. Von dem könnt Ihr lernen. Nun paß mal auf, Junge. Nun spreche ich zu dir. Ich sage dir jetzt, daß du völlig gesund bist. — Herrgott, nein, bleib sitzen! Nicht gleich in die Höhe! Du mußt doch erst staunen! — Wenn man sieben Jahre gelähmt war, mein Lieber, dann glaubt man nicht gleich, daß man alles geträumt hat. — Man zweifelt, staunt, grübelt — so, das wird schon besser. Wenn du so dumm dreinschaust, dann glaubt man dir alles. Halts Maul —!“ fuhr er um sich — „laßt jetzt euer Grinsen! Seht zu oder schert euch! Ich rede jetzt weiter zu dir — mache Striche, — so — über den Körper — nu sei nur noch kitzlich! — und sage dir jetzt, daß du aufstehn sollst, — nein! noch immer nicht aufstehn!“ schrie er halb heiser. — „Erst starr sein vor Staunen, gerührt werden . . . weinen! — wenn du es herausbringst. Und jetzt erst versuchen . . . ! Ganz zaghaft, ganz leise, — den Kopf geradeaus . . . starren Blick . . . so, jetzt heben . . . Nee, nicht! Mit den Händen vom Stuhl los . . . ! Die Beine sind wacklig . . . Du bist ja in all dieser Zeit nicht gegangen . . . mußt es wieder lernen! So das war vorzüglich! Hierher . . . immer weiter! — ein Bein vor das andere — so . . . Aber lachen! Du mußt dich jetzt freuen! Mußt glücklich sein! Springen! — Jetzt sag' ich dir, daß du doch tanzen sollst, also! Na, aber nicht Charleston, Junge! Wie sollst du den kennen, wo du doch gelähmt warst! 'nen Hoppser, — sonst nichts. Dann zur Tür! Die Krücken genommen! Nach draußen gepfeffert! Da habt Ihr den Blunder! Ich brauche ihn nicht mehr! So. Nicht gleich so wild! — Das ist dann euer Abschluß, das Wichtigste, Brüder! — Wer draußen steht, will doch auch was davon haben. — Na. Morgental kann es jetzt leidlich fürs erste. Für heut ist's genug. Morgen früh um halb elf! Daß keiner zu spät kommt!“

Er stieß einen Jungen fort, der ihm im Weg stand und ging aus der Tür.

Er pendelte sinnend zu Krasputins Zimmer im oberen Stockwerk und klopfte mechanisch. Als niemand rief, öffnete er selber die Tür. Er stuzte. Im Neben-

raum hörte er sprechen. Den Russen und dann eine weibliche Stimme.

Er ging auf den Behen und schloß schnell die Tür. Dann schlich er zum hinteren Vorhang hinüber. Er lauschte. Das Sprechen war nebenan lauter geworden. Er konnte jetzt Ines van Hoogh unterscheiden. Sie schien in Erregung.

„Nein!“ sagte der Russe — „wir können nicht bleiben. Wir müssen gleich fliehen. Auch das Sanatorium ist nicht mehr sicher. Ich werde geleitet und habe den Auftrag, Sie mit mir zu nehmen!“

Sekundenlang war keine Antwort zu hören.

„Dann werden wir erst alle Menschen der Stadt vor dem Erdbeben warnen. Dann können sie fliehen!“ entgegnete Ines. „Es wäre ein Mord, wenn wir nur an uns dächten. Auch Matterton kann ich nicht umkommen lassen. Ich werde ihn retten.“

„Das werden Sie nicht tun!“ rief Krasputin drüben mit herrischer Stimme.

„Dann bleibe ich auch!“ sagte Ines entschieden.

„Das — werden — Sie nicht tun!“ schrie Krasputin nochmals. „Dann muß ich Sie zwingen, mir jetzt zu gehorchen. So...!“

(Schluß folgt.)

### Ein ungemütliches Stellbischein.

Von G. J. Magog.

Mireille steckte ihren schwarzen Kopf unter dem Zirkuszelt hervor. Valeyrac, der seit früher Morgenstunde auf der Later gelegen hatte, schlich herbei.

„Guten Tag, kleine süße Mireille!“ flüsterte er. „Wann erlaubst du mir endlich, dir zu sagen, wie sehr ich dich liebe?“

„Du hast ja nichts anderes getan, seitdem wir kamen,“ antwortete das hübsche Mädchen mit kokettem Augenzwinkern.

„Ja, aber ich habe es ja noch gar nicht gesagt. Erlaube mir doch, dich heute abend nach der Vorstellung zu treffen!“

Mireille zögerte etwas, ihr Kopf verschwand einen Augenblick hinter der Zeltleintwand, um bald wieder zu erscheinen.

„Heute abend nach der letzten Vorstellung, hinterm Zelt,“ flüsterte sie errötend. Schon war sie wieder verschwunden.

Valeyrac schlich umher, stolperte über Zeltschnüre, hielt an und sah sich ans Herz.

Ob sie wohl kommt? dachte er.

Bald darauf tauchte ein Kopf aus einer Oeffnung hervor, eine Hand griff nach der seinen und zog ihn ins Dunkle.

„Still!“ flüsterte Mireille. Er griff nach ihr und wollte sie küssen.

„Noch nicht — noch nicht — komm!“

Er drückte die kleine nervöse Hand und folgte der kaum sichtbaren Gestalt.

„Ruh auf, hier sind zwei Stufen!“

Ihre Finger streichelten zärtlich seine Hand. Er taumelte im Dunkeln, als sie ihn plötzlich fest am Arm packte und mit sich fortzog.

„Komm, komm!“ flüsterte sie weich.

Plötzlich wurde er hart gegen Eisenstangen geschleudert, eine Tür wurde hinter ihm zugeschlagen, und er wandte sich um. Er hörte ein böses Knurren und sah im Dunkeln große grüne Augen funkeln.

„Hilfe! Hilfe!“ schrie er und schlug wie irrsinnig mit Händen, Armen und Stirn gegen die Eisenstangen des Käfigs. Aber — niemand antwortete.

Schwaches, graues Tageslicht siderte durch das Zeltbach und beleuchtete den Löwen Nero, der friedlich schlief, alle Viere von sich gestreckt. In einer Ecke lag der Panther Kali und leckte seine Pfoten.

Eine Tür wurde geöffnet und Mireilles Vater, der Tierbändiger Petrus, trat ein.

„Nun, habt Ihr ihn gefressen?“ fragte er launig die Bestien.

Eine Gestalt krümmte sich vor ihm und erhob sich langsam.

Es war Valeyrac, schmutzig und verstaubt, aschgrau im Gesicht mit verwilderten Zügen von den Schrecken der Nacht. Verstört blickte er um sich. Einen Meter von sich entfernt entdeckte er die massigen Eisenstangen, hinter denen er sich bis zu diesem Augenblick in Gesellschaft der fürchterlichen Raubtiere eingesperrt gerahmt hatte.

Er sah Petrus sprachlos an. Der Tierbändiger brach in ein halb herzliches, halb höhnisches Gelächter aus:

„Meine kleine Tochter hat Ihnen da eine glänzende Dektion gegeben, he? Die vergessen Sie wohl vorläufig nicht so schnell! Na, scheuen Sie sich zum Teufel, junger Mann, und halten Sie sich zukünftig fern von Mireille. Sonst könnte es vielleicht sein, daß ich Nero doch einmal erlaube...“

Wiech wie eine Kalkwand, von Entsetzen geschüttelt schwannte Valeyrac ins Freie — fort von dem Unmenschen, den Bestien, dem koketten, heimtückischen Mädchen, fort von allem, allem, warf sich in einen launigen duffenden Wiesengraben, schloß die Augen und schlief, schlief fest und befreit unter der weiten Himmelstoppel, die wie ein schimmernder, friedlicher Glassturz über die Erde gestülpt

war, so friedlich und harmlos, als gäbe es unter ihr keine falschen, blutdürstigen Bestien...

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen.)

### Ein Idyll.

Von Trignes Karinty.

Die Sonne geht zur Neige. Ihr roter Glanz blüht auf im Spiegel des Sees — in der regungslosen Luft steigt der Rauch in einem senkrechten Streifen aus dem Schornsteinrachen empor. Friedlicher, ländlicher Abend.

In der Ferne Hundebellen, heimkehrende Schafherden blöken, die Glocke läutet zum Angelus.

Oben auf dem Schornstein hoch, mitten im Flaum der kleinen niedlichen Sommerwohnung Albertchen, faul zwinkert er gegen die verschwundene Sonnenscheibe. Nun hebt er plötzlich seinen Kopf: Mutti kommt mit dem Abendbrot an.

„Ella, die junge Frau, ist so frisch und leicht, wie wenn sie noch ein Mädchen wäre: ihren schlanken Hals könnten die Schwäne beneiden. Sie schwingt sich in das Nest. Den schmachtigen Bissen reicht sie sofort ihrem Söhnchen. Albertchen schnappt nach ihm, — Mutti nekt ihn erst ein wenig, reißt den Bissen wieder zurück, das rote Schnäbelchen schnattert zornig, — dann schwupps! und der Frosch verschwindet.“

„Nun, wie hat sich mein Söhnchen unterhalten?“

„Albertchen hat sich gelangweilt,“ knautscht der Kleine, zu Muttis Füßen kauend. Kleine Hündchen sind auf der Erde herumgelaufen. Mit ihnen hätte er gerne gespielt.

„Das darfst du nicht, Albertchen, Du weißt ja, daß es Vati verboten hat. Die Hündchen sind noch wild und würden Albertchen zerzausen. Nur dann, wenn auch Vati dabei ist, dürfen die Hündchen verjagt, wenn sie böse werden.“

„Auch kleine Menschen sind herumgelaufen, mit ihnen darfst du auch nicht spielen?“

„Man darf auch mit ihnen nicht spielen, denn sie treten auf Albertchens Füße. Albertchen kann mit Tieren noch nicht umgehen. Vati wird Schmalben und Swagen bringen, mit denen darfst du spielen, beißen aber darfst du sie nicht.“

Albertchen hört dumm zwinkernd zu.

„Wann kommt Vati?“

Mutti schaut sich um am Horizont.

„Dort kommt er schon, schau!“

Die Luft wirbelt, es entsteht ein kurzer Wind: in der nächsten Minute tritt Vati ein. Schneller Fuß. Er umarmt Mutti zart; dann stellt er sich auf den einen Fuß und meldet, daß er jetzt zu Hause bleiben wird. Nach dem Abendbrot werden alle drei stille, sie rüsten sich zum Schlafengehen. Das Licht hinter der gelben Leinwand des Himmels geht allmählich aus, es wird erst hellgrün, dann blau, dann dunkelblau. Nun erscheinen die Sterne: der Kapellmeister der Heimchen erhebt seinen unsichtbaren Stab, — piano, piano, staccato setzt das Orchester ein. Wie wenn auch die Sterne zirpen würden.

Heimchen und Sterne

Die weiche Stille legt sich wie eine Glasglocke über das Nest. Sie hören des andern Atemzug. Sie fühlen des andern Herzschlag.

Vati steht mit zusammengezogenen Augenbrauen hager und streng auf seinem Rechten; vielleicht hängt er den Tagesorgen nach, vielleicht denkt er an die Kämpfe, die der Morgen bringt; vor seiner Seele erscheint das unendliche Nöhrich, er horcht auf das wehmütige Quaken. Frau Ella, die Mutter, schmiegt sich an seine Seite. Ihr ganzes Wesen löst sich auf, sie zittert, pocht, hebt leise vor Hingebung.

Albertchen zwinkert — er schläft schon beinahe ein — faul, verwundert, nachsinnend betrachtet er die Sterne. Was können sie nur sein? Kerzchen vielleicht, die — wie Tante Dodi erzählte — die Engeln zu Ehren Gottes immer anzünden, — winzige Engelchen, denen statt Schwingen Hände von den Schultern herabhängen? Und was bedeutet dieses ganze unendliche All? Und was bedeuten Vati und Mutti? Und was bedeutet dieses Nest? Und was bedeutet er — er, Albertchen, der all dieses sieht?

„Mutti...!“

Eine erschrockene, unruhige Stimme: „Was ist denn Albertchen, du schläfst noch nicht?“

„Mutti, sag nur, wie kommen die kleinen Kinder auf die Welt?“

Mutti errötet bis zur Spitze ihres Schnabels, dann klappert sie leise. Schmiegt sich an Vati, schaut verschämt in die Augen ihres starken, gütigen Storchgatten.

„Du Fischein, weißt du es denn nicht? Der Mensch bringt sie... Die Menschentante.“

(Einzig berechnigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Robert Klopstock.)

### Berfische Derwische.

Wunderliche Gesellen sind diese Bettelmönche des Ostens. Geheimnisvoll ist ihr Leben und Treiben, originell ihr Auftreten, ihre Kleidung. Wenn sie gemessenen Schritten durch die engen Gassen, durch die halbdunklen Bajare wandern und dabei ihre gutturalen „Jahaf-Jahuf“ (o Recht, o Gott) erklingen lassen, bleibt mancher stehen und blickt ihnen nach. Scheu eilen die Frauen vorbei und drücken ihr Kleinstes in die Falten ihrer schwarzen Umhänge. Warum? Man dichtet diesen wild dreinschauenden und doch harmlosen Gesellen manches an, spricht ihnen geheime, übernatürliche Kräfte zu. Das braune Nomaden-

nächsten erwirbt heimlich einen Trank vom Derwisch, um sich die Treue des Liebsten zu sichern. Die Dame des Harems kauft von ihm ein sicheres Mittel, um ihrem Gatten als erstes Kind den gewünschten Bub zu schenken. Die auf die zweite Stelle im Hause herabgesetzte eifersüchtige Frau erwirbt ein langsam wirkendes Gift, um die tödlich gehetzte Nebenbuhlerin baldigst aus dem Wege zu schaffen, und das gänzlich verhämmerte alternde Weib zahlt einen hohen Preis für eine Mischung, die Runzeln des Gesichts zu glätten.

Aber auch als Gaukler ziehen diese sonderbaren Heiligen von Dorf zu Dorf, schluden Messer, fressen Feuer oder führen Kämpfe zwischen Schlangen und dem Jahnemon vor. Dabei finden sich recht kluge Köpfe unter den Derwischen: Debatten über Theosophie spielen bei ihren Gesprächen eine große Rolle. Die meisten setzen ihre Zuhörer durch ihre genaue Kenntnis der persischen Mythologie und Poesie in Erstaunen. Besonders gewandte Derwische werden von den Großen des Landes verwöhnt. Bei Gelagen und Gastmählern müssen sie die Geladenen unterhalten; man sieht diese eigentümlichen Gesellen, die schon durch die Eigenart ihrer Kleidung Aufsehen erregen, lieber gehen, als kommen. Gar wunderbarlich ist die Tracht dieser Bettelmönche! Der aus den niederen Volkschichten entstammende Ordensbruder kleidet sich anders, als der aus oberen Schichten zur Brüderchaft übergetretene. Während der letztere im langen Talar, mit der gold- und silbereingelegten Art, dem eleganten Spazierstock mit silbernem Griff und an silbernen Ketten pendelnder Almosenhülle einhergeht, also auf sein Neuferes hält, äußerst gewandt sich in Rede und Antwort ausdrückt, zieht der gewöhnliche Ordensbruder barfuß und in möglichst schmutzigem und zerrissenem Gewand auf der Landstraße seines Weges. Ohne Kopfbedeckung, läßt er sein Haar wild wachsen, bis ihm die Locken lang über die Schultern fallen. Oder er bedeckt diesen Wust ungepflegter Haare mit einer lächerlich hohen, spitzen oder runden Kitzkappe, deren unterer Rand mit aufgenähten Sprüchen des Korans bestückt ist.

Wenn bei Beginn des Trauermonats Moharram das ganze persische schiitische Volk sich zum Andenken an seine, in den Religionskämpfen bei Kerbela gefallenen Heiligen in schwarze Gewänder hüllt und die ausgestandenen Leiden von Ali und Hussein in den eigenartig erschütternd wirkenden Passionsspielen sich vergegenwärtigt, fehlen bei diesen religiösen Umzügen die Derwische nie. Als besondere Einheit schreiten sie in langem Zuge und lassen ihr Blut für Ali und Hussein fließen.

Mit scharfen Ketten geißeln sie sich ihre Rücken blutig, bohren lange Nadeln in Brust und Arme und bringen sich mit zweischneidigen Schwertern und Dolchen an Stirn und Kopf tiefe Schnitte bei, so daß ihre blutüberströmten Körper einen schauerlichen Anblick bieten. Wenn man sich dazu noch den monotonen Gesang, unterbrochen von dem wild herausgestoßenen „Zahat-Zahuh“ vorstellt, so kann man verstehen, daß das abergläubische Volk die Derwische fürchtet.

Es gibt auch Derwische, die ein besonderes Gelübde getan haben und daher abseits, einsam und allein in einer wilden Gebirgsschlucht, in der Nähe einer Quelle, an der Karawanenstraße hausen. Nur das Allernotwendigste besitzen diese fanatischen Einsiedler, mehr als armlich ist ihre Behausung, eine kalte Lehmhütte oder eine Kesselhöhle dient als Obdach. Der harte Lehm Boden ist das Lager, ein Stein das Kopfkissen und der zerklüftene Kamelhaarumhang, das beinahe haarlose Pantherfell Mantel und Decke.

Korüberziehende Reisenden, besonders die Bilsaerkarawanen nach Mekka und Medina, geben den armen Biskern Lebensmittel. Selbst der Vermste löst zurück, was er entbehren kann. Der Maultierreiter reißt dem Derwisch seinen „Tschibuk“, damit er einige Züge rauche.

Zufrieden ziehen alle weiter, denn das nachklingende „Zahat-Zahuh“ enthält einen ehelichen Wunsch für das Wohlergehen der Reisenden. Ob die auch im nahen Osten langsam um sich greifende Aenderung von Gebäuchen den Derwischen berührt, muß die neue Zeit lehren. Solange es jedoch Kaffeehäuser und Karawanenstrassen gibt im Lande des Löwen und der aufgehenden Sonne, solange wird auch das „Zahat-Zahuh“ erschallen.

(Vorstehender Beitrag von Alfred Heinicke wurde den Blättern „Für Alle“, der Monatschrift der Universum-Bücherei, Berlin, mit besonderer Genehmigung des Verlages entnommen.)

## Allelei Wissen.

Neues Biergärungsverfahren. In einer Sitzung der britischen Pharmazeutischen Gesellschaft in Brighton machte Dr. G. S. Ellis Mitteilungen über die Verwendung ultravioletten Strahlen bei der Gärung von Bier. Er stellte fest, daß die zur Gärung nötige Zeitspanne um 25 Prozent verkürzt würde, daß die Gärung bei einer viel niedrigeren Temperatur stattfindet, daß die Wirkung der Hefe viel größer und schließlich das erzeugte Bier von viel besserer Qualität sei und sich auch länger halte.

In der gleichen Sitzung wurde darauf hingewiesen, daß die Beseitigung der Rauchplage in den großen Industriestädten eine unbedingte Notwendigkeit sei. Durch den Rauch würden die ultravioletten Strahlen der Sonne abgehalten, die gerade für die Gesundheit der Bevölkerung von größter Bedeutung wären. Beseitige

man den Rauch, so würde dadurch die Sterblichkeit an Tuberkulose unbedingt stark zurückgehen.

Immer noch Sklaverei. Wenn wir heute an die Zeiten denken, da noch Mitte des vorigen Jahrhunderts ein schwunghafter Handel mit Negeresklaven von Afrika nach Amerika betrieben wurde, so können wir das alles kaum noch begreifen. Und doch sind die vielen Millionen von Negern in Nord-, Mittel- und Südamerika Abkömmlinge jener armen Schwarzen, die unter fürchterlichsten Bedingungen unten in den dunklen Laderäumen von Segelschiffen zusammengepfercht den Ozean überquerten.

Die Sklaverei und der Sklavenhandel sind offiziell auf Grund internationaler Abmachungen in der Welt verboten. Und trotzdem gibt es Gebiete, wo auch heute noch Sklaverei herrscht. Unlängst mußte die britische Regierung eine militärische Expedition ins nördliche Birma schicken, um die bei den dortigen Sehandlökern noch herrschende Sklaverei aufzuheben. Es wird auch in dem antiken Bericht darüber berichtet, daß die Häuptlinge der Stämme sich fügten, und daß man alle Sklaven freigab. Wer aber die Verhältnisse kennt, weiß sehr wohl, daß nach Abzug der Expedition auch das alte Treiben wieder begann. Viele dieser Vermissten in jenen entlegenen Berggegenden sind ja auch seit Generationen an das Sklaventum gewöhnt und können sich bedauerlicherweise nur mit Hilfe ihrer „Herren“ ernähren.

Der Generalgouverneur des unter britischer Verwaltung stehenden Sudan im oberen Nilthal hat jetzt an den Generalsekretär des Völkerbundes einen Bericht über die Sklaverei in jenen Gebieten geschickt, worin er feststellt, daß im allgemeinen ein bemerkenswerter Rückgang im Sklavenhandel des Sudan zu verzeichnen ist. Ziemlich beträchtlich sei die Sklaverei allerdings noch in den Zentralprovinzen Kordofan und Kassala. Zweifellos ist, daß im Sudan und vor allem auch in Arabien im Zusammenhang mit den Sklavemärkten auch immer noch der Mädchenhandel für die Haremhaushaltungen der dortigen Großen floriert.

Wieviel Kinder hat die französische Familie? Von 1000 Familien in Frankreich haben 159 keine Kinder; 263 haben ein Kind, 235 zwei Kinder, 145 drei Kinder, 88 vier Kinder, 50 fünf Kinder, 29 sechs Kinder, 16 Familien haben sieben Kinder, 8 Familien acht Kinder, vier Familien neun Kinder, zwei Familien zehn Kinder und nur eine Familie von 1000 hat mehr als zehn Kinder.

Rische als Gummibälle. Der im Nil lebende, zu den sogenannten Nubien- oder Kugelfischen gehörende Kahal-Rische dient den Nubiern als merkwürdiges Spielzeug. Nach dem Rückgang der regelmäßigen Nilüberschwemmungen bleiben nämlich die Kahal-Rische massenhaft im Schlamm zurück, wo sie sich, da sie die Nubelheit besitzen, ihren Körper mit Luft aufzubläuen, wie große Äugeln herumbewegen. In diesem Zustand werden sie nun, wie Robert mittelst, von den Kindern gefangen, getrocknet und wieder mit Luft aufgebläut und sodann als Gummibälle zum Ballspielen verwendet. Da die luftgefüllten Äugeln besonders gut fliegen, sind diese Bälle bei den kleinen Nubiern sehr beliebt, weshalb sie dem Zurücktreten des Nilwassers immer mit großer Freude entgegensehen.

## Fröhliche Ecke.

Der geschmeichelte Redner. Gleich nach Schluß seiner Rede stieg er vom Podium herunter, viele Leute drängten sich an ihn heran, um ihm die Hände zu drücken.

Der Redner nahm die Glückwünsche mit lächelndem Antlitz entgegen, aber seine Augen waren auf einen bestimmten Mann gerichtet, der bequem in seinem Stuhl saß. So drängte sich der Vortragende durch die Menge und reichte dem Sitzenden herzlich die Hand.

„Ich möchte für die große Aufmerksamkeit, die Sie mir während der langen Dauer meiner Rede erwiesen haben, meinen tiefempfundenen Dank aussprechen. Ihr hoch erhabenes Gesicht war während des ganzen Abends eine Inspiration für mich.“

„Hm!“ antwortete der Mann und schaute immer noch in die Höhe. „Fühlen Sie sich nur nicht geschmeichelt. Ich habe seit drei Wochen einen steifen Hals.“ „Answers“.

Gegenseitige Sympathie. In dem Ballsaal tauschten die Klänge der Jazzkapelle, die nur unterbrochen wurden durch das regelmäßige Schlürfen der Tanzschuhe auf dem polierten Parkett. In einer lauschigen Ecke saßen zwei Männer.

„Sehen Sie die hochgewachsene Dame dort, mit der scharfen Nase?“ fragte der Erste.

Sein Begleiter nickte zustimmend mit dem Kopf. „Nun wohl,“ fuhr der andere fort, „ich habe sie schon seit einiger Zeit angesehen. Sie ist in der Tat eine Kaze. Das wäre die letzte Frau, die ich heiraten würde.“

Der andere Mann schaute dem Sprechenden mit Bewunderung ins Gesicht.

„Schütteln Sie mir die Hand,“ sagte er endlich, „wir sympathisieren vollkommen miteinander, jene Dame ist in der Tat die letzte Frau, die ich geheiratet habe.“

„Answers“

„Bappi, sieh mal, an der Decke sitzt 'ne große Spinne.“ „Dritt sie tot, und laß mich in Ruh.“

Verantwortl. Schriftleiter: i. B. Alexander Jurisch, Poznań.